

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 24.

Dienstag, den 28. Oktober.

1924.

Das Schwert von Thule.

(23. Fortsetzung.)

Roman von Beatrice v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Aber den Schneefeldern verblaßte ein gelbroter Abendschein. Oben am Burgfenster des Frauengemaches stand Heilwig und wiegte Frau Gödels Kind. Das lag schlummernd in den Kissen und ahnte nichts von Lebenskampf und Seelennot.

Brigitte Alvensleben und Frau Gödel waren unten in der Küche beim Schweineschlachten. Es war nun schon zwei Monde her, daß Berend und Otto Malkan gegen Mecklenburg im Felde lagen. Unerbittlich setzten sie ihren Krieg gegen den Herzog fort, und noch war kein Waffenstillstand erzielt.

So kam allmählich der Frühling des Jahres 1477 ins Land. Auf den Saaten und Hängen schmolz der Schnee und rieselte in lustigen Wasserlein talab. Im schwarzen, kahlen Geäst der Linden im Burghof zu Wolbe lärmten und schrien die Stare. Schneeglöckchen und Krokus drängten sich im kleinen Gärtlein schüchtern ans Sonnenlicht. Nahe der Mauer des Burggartens stand in hohen Männerstiefeln Brigitte Alvensleben in der feuchten, schwarzen Erde und schaufelte mit ihrem Spaten, daß es nur so eine Art hatte. Die Männer waren rar geworden auf Wolbe, dieweil die rüstigen alle mit Herrn Berend im Felde standen. Da galt es für die Frauen tüchtig zu schaffen und keine Männerarbeit zu scheuen. Das war so recht Brigittes Fall, und sie ging allen mit bestem Beispiel voran. Ihre spitze Pelzmütze war ihr zu warm geworden in der Märzsonne, sie hatte sie neben sich an einen Baumzweig gehängt. Zwischen dem emsigen Graben mußte sie sich oftmals bücken, um die schönen, fetten Regenwürmer in einen Kaps zu sammeln für die Hühner, die ihrer besonderen Obhut unterstanden.

Hart am Mauerlein, in geschützter Ecke schlummerte Frau Gödels Kind im Korbwagen mit rosigem Wanglein. Nicht weit davon hand Heilwig mit langen, sauberen Baßfäden kleine Obstbäume fest, daß der Frühlingsturm ihnen nicht die Stämme knickte. Es war ein Bild des Friedens und der Behaglichkeit und man konnte darüber vergessen, daß draußen im Lande Krieg und Fehde tobten.

Heilwig stand hoch und aufrecht und mußte oft mit stillen, ernstesten Augen hinausschauen in den blauen Frühlingshimmel, über den die großen, schneeweißen Wolken lautlos segelten.

Brigitte hielt einen Augenblick inne im Schaufeln und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Nun können wir bald heimreisen, Heilwig. Ihr gen Norden, ich gen Süden. Dieweil der böse Winter uns die Fahrstraßen bald freigeben wird.“

Ehe Heilwig noch etwas erwidern konnte, trat Frau Gödel raschen Schrittes durch das Pfortlein vom Hof her in den Garten. Ihre Augen waren blank und frisch, und das mächtige Schlüsselbund klapperte ihr am Gurt. Sie war zu Brigitte an das Mauerlein getreten und warf einen frohen Blick zu ihrem schlafenden Kinde hinüber.

„Denke nur, Brigitte, Herr Berend schickt soeben Botenschaft, daß wir alles rüsten möchten für Herrn Ottos

Heimkehr. Dieweil dieser verwundet sei und sich bei uns ein wenig pflegen und ruhen solle. Der Knecht meinte, er könnte in Bälde hier sein. Herr Berend habe ihn gleich nach der Verwundung fortgeschickt mit etlichen Mannen zur Begleitung. Herr Otto hätte nimmer gewollt, sich endlich aber doch dem Willen des Bruders beugen müssen. Ich will nun eilends mit der Magd nach oben, seine Kammer zu rüsten.“

Und mit kleinen, trippelnden Schritten, wozu das Schlüsselbund klirrend den Takt schlug, war Frau Gödel auch schon wieder aus dem Pfortlein davon.

Brigitte Alvensleben schüttelte bekümmert den grauen Kopf.

„Der arme Bub! Das kommt von diesem verfligten Krieg. Muß der Teufel wieder mal dazwischen spuden und dem Besten eine Wunde auswischen. Hoff zu Gott, daß sie nimmer schlimm sein wird.“

Es hatte Heilwig alles schweigend mit angehört und kein einziges Wörtlein gesagt.

Nun stand sie jeden Tag hoch oben am schmalen Fensterlein und schaute in die Weite. Denn wenn er nun kam, so mußte sie gehen. Das war gewiß. Weil sie wußte, daß er ihre Seel wieder in Bann schlagen würde, wie jedesmal, wenn sie beisammen waren. Und das durfte nicht sein. Es standen in jeder Nacht Elisabeth vor ihr und der Ahne. Die riesen sie. Darum mußte sie fort, ehe es zu spät war. Mit graufamer Klarheit sagte sie es sich Tag für Tag — und konnte dennoch nicht jort. Denn einmal noch vorm Scheiden wollte sie ihn sehen. Wollte sie sehen, wie sieh und wund er war. Immer waren zwei Stimmen in ihr, die miteinander stritten. Und eine war so mächtig wie die andere.

In den Tagen war es, daß sie hörte, ein Händler aus Demmin sei unten im Hof und verhandle mit dem Vogt. Da stieg sie langsam hinunter, Stufe für Stufe, mit schwerem, zögerndem Schritt. Bis sie vor dem fremden Manne stand.

„Ihr kommt aus Demmin, höre ich. Kennt Ihr dort die Sippe der Luhacts?“

Der Händler lachte.

„Wie sollte ich die nicht kennen, Frau? Ist ja eines der angesehensten Häuser der Stadt.“

Sie hatte ein Tuch in der Hand, und ihre Hände krampften sich wie in Angst darum.

„Könnt Ihr mir denn wohl sagen, ob Herr Fridolin Luhart noch lebt?“

Der Händler sah sie erstaunt an.

„Aber warum sollte der denn nimmer leben, Frau? Wohl und munter ist er und bringt sein Geschäft zu großer Blüte. Hab' ihn gestern noch getroffen im „Süßen Raben“.“

Heilwig neigte den Kopf.

„Ich danke Euch für die Auskunft“, sagte sie leise und stieg langsam die steinerne Wendeltreppe wieder hinauf in ihr Gemach.

Sie wunderten sich alle den Tag, wie still und ernst sie war. Als der Frühlingsabend dämmerte und die erste Drossel anhub, in den Tannenwipfeln im Burghof zu flöten, ging Heilwig noch einmal durch alle die ihr lieb gewordenen Räume. An der Wiege von Frau Gödels Kind stand sie lange und strich mit zitternden Händen über das flaumige Köpfschen. Und zwei große Tränen rannen ihr langsam dabei die weißen Wangen nieder. Ein kleines Bündel hatte sie geschnürt, darinnen war Brot für mehrere Tage verborgen.

O, daß sie so heimlich fort mußte von hier, wo man ihr nur Liebes angetan! Daß sie sich fortzuschleichen wollte wie ein Dieb in der Nacht! Aber es mußte sein. Denn, wenn einer ihr Vorhaben merkte, so würde man sie zurückhalten und nimmer ziehen lassen. Das wußte sie. Darum mußte sie ohne Abschied auf und davon, ob ihr auch schier das Herz darüber brach.

Aber der Ahne und Elisabeth riefen. Riefen ohne Unterlaß bei Tag und Nacht.

Was wohl Frau Gödel und Brigitte Moensleben von ihr denken würden? Den Kopf würden sie schütteln und sie nimmer verstehen.

O Gott, und sie konnte es ja auch niemand erfahren! Noch einmal hinauf in ihre Kammer ging sie. Sie hatte Frau Gödel gesagt, daß sie müde sei und früh schlafen gehen wollte. Und dann schlief sie, schen an die Mauer gedrückt, die Treppe wieder herab, ihr Bündlein in der Hand, ein dunkles Tuch um den blonden Kopf. Es war dämmerig geworden, daß sie sich gut bergen konnte im Schatten der Mauern.

Als die truhige Feste im verdämmernden Frühlingsabend schwer und massig hinter ihr lag, atmete sie auf.

Und stand nun zitternd im Tannenwald, hinter den Stamm einer uralten Kiefer gepreßt. Denn es mußte jeden Augenblick der kommen, den sie noch ein letztes Mal sehen wollte. Ein Bote hatte soeben im Burghof seine Ankunft verkündet.

Über ihr in den Wipfeln der Bäume sang der Abendwind. Ganz fern im Westen verglomm das letzte rote Glühn hinter den schwarzen Stämmen.

Und dann hörte sie Pferdegetrappel den Sandweg heraufkommen. Und ein Schein von gelben Fackeln geisterte durch den Wald. Fester preßte sie sich an den Stamm und hielt den Atem an.

Und dann kam, geleitet von etlichen Mannen, Otto Malhan geritten. Er sah fest und sicher zu Kopf, wie es seine Art war. Nur sein Gesicht war sehr weiß, und um die Stirn trug er eise Binde. Geradeaus waren seine Falkenaugen gerichtet — dahin, wo sich die Türme von Wolde vom Abendhimmel hoben.

So ritt er vorüber.

Als der letzte Hufschlag verhallt war und das letzte Leuchten der Fackeln erloschen, raffte Heilwig sich auf.

Ihr Gang war schwankend, wie der einer Kranken, und ihre Füße zitterten.

Aber ihre Lippen murmelten seines Schwertes eisernen Spruch:

„So gibt es auch das Leben und das Blut, —
Gott gebe uns ein helden muth!“

Und sie schritt vorwärts in das Dunkel, ohne sich noch einmal umzusehen.

Sie wußte es nachher selbst kaum mehr zu sagen, wie sie nach Kostock gekommen war. Von Dorf zu Dorf hatte sie sich durchgefragt und von Stadt zu Stadt. Ihre Schuhe waren zerrissen und ihre Füße wund von dem weiten, weiten Wandern. Oft hatte sie sich im dichten Gestrüpp verborgen halten müssen, wenn wildes Kriegsgesindel vorüberzog. Aber es war nie eine Furcht in ihr gewesen oder ein Zurückschrecken vor dem weiten Weg. Es war, als triebe sie eine unsichtbare Peitsche vorwärts, der sie sich beugen mußte. Nur eine einzige große Angst lebte in ihrer Seele: Wie sie Elisabeth finden würde! Elisabeth, deren Glück in ihrer Hand gelegen hatte, und die sich so sehr sehnte nach diesem Glück. Hatte man es ihr wieder entrissen? War sie nun aus Gram und Verzweiflung in das Kloster gegangen?

(Fortsetzung folgt.)

Portia.

Von Erich Hermann.

„Das Leben muß doch eine höhere Bedeutung haben“, sagte das junge Tabaksblatt Portia und redete sich auf zum grellen Sonnenflimmer, der die Tabatsfarm durcheinanderrückte. Portia war das jüngste und noch grünste Blatt der Staube, neben ihr schaukelte ihr Schwesterblatt Specia, während Flora, die philosophische, halb verrottnete, müde niederhing. „Ich fühl's“, lezte Portia ihr Selbsteigend fort, „uns gehört die Welt, soweit ich blicken kann, nur unersgleichen. Das ist wundervoll.“

„Ich mache mir keine Gedanken mehr“, flüsterte Flora. „Wenn ich nur wüßte, was uniser wartet. Es gibt doch eine Bestimmung, der wir entgegenwachen.“

„Enten werden sie uns. Was soll noch werden“, antwortete die Philosophin.

„Ist das was Besonderes?“

„Es kommt darauf an. Auf jeden Fall spielen wir dabei eine Rolle.“

„Ich will im Leben auch eine Rolle spielen!“

Vier Tage blieb Portia noch mit den andern der grellen Sonne ausgeleht, dann wurde sie vom Stilk gerissen, mit ihren Schwestern gebündelt auf einem Wagen verladen, und fortgeführt. Vor einem Lagerstuppen endete vorläufig die Fahrt. Ein vergessenes, zertrümmertes, zerflüssenes altes Tabaksblatt lag am Wege und medierte ein Greifenlachen.

„Ihr arünen Dinget. Jetzt sollte ihr erst mal trocken hinter den Ohren werden. Aufhängen wird man euch.“ Und wandte sich wieder ab, als ein Wagenrad es überfuhr und ihm sämtliche Rippen im Leibe zerbrach.

„Das Leben trägt uns höher!“ jubelte Portia.

„Wie Verbrecher hängt man uns auf. In mir gärt es schon“, warf Specia ein.

„Und mir zieht es!“ sagte die philosophische Flora. „Was soll nur werden?“ fragte schon ein viertes Blatt im Bündel.

„Wirst du glücklicher sein, wenn du es weißt?“

„Das Schlimmste kommt noch“, meinte Santosa, nachdem sie sich mit den andern Blättern bekannt gemacht. „Sie werden uns die Rippen herausreißen, uns massieren und was noch.“

Sie hatte es in ihrer Familien-Blatt-Chronik gelesen. Nach vielen Monaten kam das Bündel in eine große Halle, wo es verarbeitet wurde. Hier drehten Menschenhände leackförmige Gebilde aus ihm, die der Aufseher Zigarren nannte. Hier ging es nicht mehr nach Rank und Stand. Wels kam in die Mitte, und Portia mußte ihren wundervoll duftenden Mantel hergeben, um ein Deckblatt zu sein. „Ich bekomme ja keine Luft mehr“, klagte Specia.

„Dann sind Sie schlecht gewidelt“, antwortete eine schon fertige Zigarre höflich vom Nebentisch. „Jetzt weiß man doch wenigstens, was man darstellt.“

Ehe es Abend wurde, war das Bündel verarbeitet, und aus den Blättern waren Zigarren geworden. Einzeln wurden sie nochmals gemustert und sortiert. Portia bekam eine bunte Leibbinde um und wurde umgetauft. Sie hieß hinfort Importia.

„Das Korsett ist viel zu eng“, wisperte sie.

„Das wahre Glück liegt nur in der Beschränkung“, behauptete die eine Hälfte der philosophischen Flora, die glücklich war, ihre bessere Hälfte in einer Nachbarszigarre wiederzufinden. „Und es wird noch schlimmer kommen, Portia.“

„Ich heiße jetzt Importia, bitte.“

„Namen wechseln, der Zustand bleibt unverändert. Es fürchte die Götter.“

Der Sak erstigte, da Flora in der zweiten Lage einer Zigarrentüte verschwand.

„Das richtige Maßengrab!“

Importia hatte mehr Glück und kam in die oberste Reihe, was sie stolz machte. Sie verdiente es auch, denn sie war von ebenmäßigem Bau und ihr Deckblatt war von der Zartheit einer Mädchenwanne.

Die Zigarrentüte war gefüllt, wurde vernagelt, verpackt, verladen. Die große Reise begann. Über den Ozean.

Importia war glücklich.

„Wenn wir zurückkommen, wieviel werden wir erzählen können!“

„Wir wandern nur dem Tode entgegen“, bemerkte trocken Flora, die jetzt den Zunamen Santosa führte.

In Hamburg landete man. Flora war inzwischen ernsthaft erkrankt, sie hatte die Seekrankheit bekommen, und in Höhe von Blankenese erbrach sie so stark, daß selbst die Leibbinde den unheilvollen Riß nicht zusammenhalten konnte. So starb sie.

Die Kiste kam in ein Handelshaus, einen Laden, eine Villa, in einen Wandkranz. Dort stand sie 10 Wochen zwischen Likören und Schnäpeln. Und Importia konnte ihren Gesichtskreis beträchtlich erweitern. Was gab es nicht alles auf der Welt. Roanet, Weinbrand, Drei Sterne, Bois, Charreule, Danziger Gold, Sibowik. Die duftenden Flaschen konnten erzählen! Fabelhaft. Es war ein Kommen und Gehen im Schrank.

Nur die Importentüte blieb unberührt.

„Ist dies das Ende?“ fragte Importia. „Es muß doch eine höhere Bestimmung geben!“

Eines Abends wurde die Kiste geöffnet. Starke Erregung bemächtigte sich aller. Und Importia erblickte ein großes Zimmer, blendend erleuchtet.

„Und jetzt wird das Große geschehen, für das wir lebten“, dachte Importia. „Was wird es sein? Wie wird es sein?“

Und sie drängten sich alle einer Menschenhand entgegen, die sie belastete.

„Ich bin die Schönste“, flötete Importia.

Und sie wurde gemäht.

Importia wollte ihre Mitschwester beobachten, ob sie nicht vor Reiz plakten, da fuhr ein scharfer Schnitt durch den Leib. Eine Schere trennte die Spitze ab.

Kurz ist der Schmerz. Ein Streichholz flammte. Rote Finger rissen ihr die Rinde vom Körper, brannten sie an.

„Was . . . was tun sie?“

Importia brannte und konnte sich nicht wehren. Ihr Sterbliches sank in einen Aschenbecher, ihre Seele aber schwebte sich empor und erfüllte den ganzen Raum.

„Was ist unser Leben?“ dachte sie noch und verschied.

„Asche“, flüsterte die schon seelenwandernde Flora.

Vom Tee und seiner Geschichte.

Wir Deutschen gehören zwar nicht zu den eigentlichen Tee trinkenden Völkern, wie es die Chinesen und andere asiatische Stämme, wie es die Engländer und die Russen sind. Aber auch bei uns spielt der Tee als belebendes und erwärmendes Getränk eine immer größer werdende Rolle, und in den kommenden Wintertagen werden sich wieder Millionen alltäglich an dem braunen Trank der Serer erquiden, wie man den Tee im Kokoto nannte. Der Tee gehört ja auch zu den erregenden und belebenden Genußmitteln, und er ist wohl das harmloseste unter ihnen. So lange die Welt steht, hat ja die Menschheit stets das Bedürfnis gehabt, das allgemeine Schicksal der Ermüdung und Abtumpfung zu bekämpfen, sich über die Eintönigkeit des Daseins zu erheben und neue Sensationen zu gewinnen. Es ist eines der größten Wunder der Natur, daß sie chemische Stoffe bereit hält, die die normalen Empfindungen in ungewohnte Formen wandeln und dem Geist Leistungshöhen verleihen, die dem Gehirn sonst fremd sind. Viele rätselhafte Zauberkräfte, die der Mensch sich zunutze gemacht hat, schuf phantastische Wunder in der Weltgeschichte, verließ dem Leben leuchtende Freudenstunden und gemütliche Idyllen, stützte aber auch in Abgründe der Leidenschaft und der Verkommenheit, die in die dunkelsten Nachseiten der Seele führen. Der bekannte Pharmakologe Professor L. Lewin hat nun bei Georg Stille in Berlin ein Buch erscheinen lassen, in dem er unter dem Titel „Phantastika“ die betäubenden und erregenden Genußmittel in ihrer Geschichte und Wirkung darstellt; es ist das erste Werk seiner Art und soll nicht nur die Ergebnisse der pharmakologischen Forschung widerspiegeln, sondern auch die vielen aufläuternden, die im Kampf der Meinungen sich einen klaren Blick von der Bedeutung der Betäubungs- und Berausungsmittel, der Drogen, verschaffen wollen, die die Sinne täuschen, Schlaf bringen, die Seele beruhigen und erregen. Neben den Chemikalien, deren Mißbrauch ein furchtbares Laster ist, wie Opium und Kokain, neben dem Alkohol und dem Äther stehen hier auch die freundschaftlichen Helfer der Menschheit, Kaffee, Kakao, Tabak und Tee. Ob der Tee von Indien über Annam nach China gelangt ist, wissen wir nicht genau. Jedenfalls ist für uns China die Heimat des Tees, der dort schon im 5. nachchristlichen Jahrhundert als Genußmittel benutzt wurde. Ein chinesischer Mythos sucht durch ein Wunder zu erklären, wie der Mensch zu dem Genuß der koffeinhaltigen Blätter kam. Danach soll der dritte Sohn des indischen Königs Kosjumo Darma, der die Siata-Religion im östlichen Aien verbreitete, in China als Asket gelebt haben, der sich nur von Blättern nährte. Einmal wurde er, vom vielen Rauteien erschöpft, vom Schlaf überwältigt, und aus Reue über diese Schwachheit schnitt er sich die beiden Augenlider, die Werkzeuge seiner Sünde, ab, und warf sie von sich. Am nächsten Tage erblühte er an der Stelle, wo er die Augenlider hingeworfen hatte, eine merkwürdige Pflanze; er genöß ihre Blättchen und empfand sofort eine nie vorher gefühlte Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit, so daß er sich von nun an ohne Ermüdung in das Wesen der Gottheit vertiefen konnte. Es war die Teestaude, deren Genuß seine Jünger übernahmen und deren Ruhm sie überall hin verbreiteten.

Der Tee war im 8. Jahrhundert in China bereits so verbreitet, daß eine Abgabe auf ihn gelegt wurde; im 9. Jahrhundert gelangte er nach Japan, von dort nach Tibet und in die Mongolei, und Ostasienreisende, wie Ramusio und Ludovico Almeida, brachten ihn nach der alten Welt, in der man zuerst ums Jahr 1630 den Tee in Paris und Rußland trank. 1646 schickte die Ostindische Kompagnie zwei Pfund Tee an Karl II. von England, und bald danach wurde ein Kilo für 3 Pfund Sterling verkauft. Die erste Tee-Annonce vom Jahre 1656 lautet: „Das ausgezeichnete chinesische Getränk, von allen Aerzten anerkannt, das die Chinesen „teha“ und die anderen Nationen „tay“ oder „the“ nennen, wird im Café zur Sultanin verkauft nahe der königlichen Börse. Das neue Genußmittel wurde viel gepriesen, aber auch für schädlich erklärt. Nun ist gewiß der Tee, der außer dem Koffein noch das Theophyllin enthält, ein Mittel, das im Übermaß genossen, Befindungsstörungen hervorrufen kann. Man verwendet deshalb auch für eine Tasse Tee viel weniger von den Blättern als von den Kaffeebohnen. Aber die Teekostler, die beruflich den Wert der Teelorten bestimmen müssen, oder Leute, die den Tee in riesigen Mengen genießen, sind für die Beurteilung seiner Wirkung nicht geeignet, und wenn sie an Kopfschmerzen, Gedächtnisschwäche, Sehstörungen und Schädigungen der Leber leiden, so belegt das nicht das geringste für den mäßigen Teegenuß, der ganz unschädlich ist. Auch die Behauptung, daß starkes Teetrinken zur Beförderung

der Arterienverfälschung beitrage, ist keineswegs erwiesen. Vielmehr ist der Tee, mäßig genossen, ein Förderer der Verdauung und ein Anreger der Bewegungsenergien. Die Tibeter, für die der Tee Hauptlebensbedürfnis ist, benutzen die Tasse Tee sogar als Zeitmaß, indem sie ausrechnen, wie lange man nach dem Genuß einer Tasse Tee ohne Ermüdung geht. Der gepresste Siegeltee wird von den Mongolen als Zahlungsmittel verwendet. So ist der Tee zu einem Lieblingsgetränk auch in Europa geworden, und viele werden Umland zustimmen, der ihn das Beste, was die Erde hegt, genannt hat: „In Indiens mythischem Gebiete, Wo Frühling ewig sich erneut, O Tee, du selber eine Weib, Verlebst du deine Blütezeit.“

Spielende Großstadtkinder.

Kleinstadtstraßen gehen sanft und gutmütig, sind nicht wie mit dem Lineal gezogen; steif und streng. Kleinstadtstraßen bummeln und schlängeln und hupfen und laufen hierhin und dorthin. Haben nichts kühl Geschäftliches wie eine Großstadtstraße, nichts Abgehettes, Ruheloses. Kleinstadtstraßen beobachten, plaudern, bleiben stehen, gucken zu den Häulern auf. Und wenn's Abend wird, schlafen sie und atmen nur manchmal auf, wenn der Laternenanzünder sein armes Licht in die windstiefen Laternen bringt; oder wenn ein unsterblicher Keim aus einem Wiegenliede durch ein mondheles Fenster in den Himmel steigt. Aber die Großstadtstraße!

Hier rast und schreit, schüttelt und rattert, quiescht und stampft das große Wort: „Verdienen!“ Hier poltert das Herz der großen Stadt und rumort und hämmert und will nicht zur Ruhe kommen. Wie ein ewiges Mörserstamosen ist's. Hier triumphieren sie, die Wunder der Technik, machen sich groß und preisen sich. Hier gibt's kein Laulichen wie bei der Kleinstadtstraße, kein Schicksalverlieren; höchstens gibt's einmal einen trampfhaften, verintendenden Aufschrei, ein Tölen.

Aber manchmal ist's doch, als ob die Großstadtstraße lächelte, als ob sie gutmütig blühte mit jener Gutmütigkeit, die der Tiger hat, wenn er seine Krallen einzieht und vor sich hindrückt. Kinder spielen auf der Großstadtstraße. Und ihre Jubelrufe hängen sich wie bunte Märchenlaternen an die Drähte der elektrischen Straßenbahn.

Die Kinderphantasie der Großstadt hat sich eigene Spiele zurechtgemacht. Alphatippen sind's, die etwas vom Schimmer greller Blakate haben. Kinderaugen haben sich einige Welenslinien des hohen Sports abgeaudt. Zirkuskünste werden ver sucht. Ringlampionmanieren werden nachgeahmt; und das alles mit solcher Komik, mit solcher Gallenunangemut, daß die ernstesten Häuser auf einige Minuten auflachen und die leuchtende schweifende Straße auf eine halbe Stunde anhält.

Die Technik hatte eine nettsche Laune und erlarm für die Großstadtkinder den Kollschub. Und der rast nun, in Schleifen und Boagen, im Vormarschreiten, mit den Automobilen um die Wette oder tanzt. Laternenpfeile werden Stützpunkte gewagter Klettereien. Gasfenstermelodien klingen aus der zerbeulten Geige eines Blinden und umkränzen die Spiele auf dem Asphalt.

Und die Fabrikshornsteine lassen ihre grauen Fahnen über das jauchzende Kinderröckel jubelnd klattern.

Max Jungnickel.

Von Hemden, Taschentüchern und anderen Dingen in alter Zeit.

Das erste Hemd wurde im 16. Jahrhundert von der Königin von Frankreich getragen. In alter Zeit war es ein Grund zur Ehescheidung, wenn ein Mann ein Hemd, eine Frau Hosen trug.

Das Taschentuch wurde um 1600 in Deutschland bekannt. Nur Könige, Fürsten und Berliozon von Rang durften es benutzen. 15 Jahre später wurde sein Gebrauch den Dresdener Bürgern durch eine Verordnung ausdrücklich untersagt.

Die Gabel war im 17. Jahrhundert noch unbekannt. Anna von Osterreich, die „Königin mit den schönen Händen“, griff bei einer Gelegenheit mit der Hand ins Ragout und steckte ihre Beute zum Zeichen besonderer Gunst ihrem Tischnachbar in den Mund.

Den ersten Filzbut trug Kaiser Karl V. im Jahre 1547 bei einer Truppenmusterung. Als es regnete, nahm er ihn ab, damit er nicht naß wurde.

Die ersten leinenen Strümpfe trug die Königin Elisabeth von England im 17. Jahrhundert. Sie trug ein und daselbe Paar „nie länger“ als vierzehn Tage.

Im königlichen Palais gab es unter Kaiser Wilhelm I. noch keine Badewanne. Wenn der Kaiser zu baden wünschte, schickte man in ein nahe gelegenes Gaißhaus, das erit vor kurzem abgetrocknet wurde, und ließ von dort eine holen.

Den Stillen.

Ihr Seelen, die ihr ruht in tiefer Klarheit,

Seid doch die größten,

Ihr könnt Verirrte, Suchende nach Wahrheit,

Befreiend trösten.

Ihr wurdet schweigend, ohne Ruhm, vollkommen,

Und richtet nie.

Was eure Klarheit in sich aufgenommen,

Wird Harmonie.

Lotte Tiedemann.



Mut zur Persönlichkeit.

Die heutige Frau ist mehr, als man annehmen sollte. gläubige Slavin ihres Schneiders oder ihrer Schneiderin. Sie läßt sich auch dann noch diktieren, wenn vor ihrem inneren Auge längst das fertige Modell entstanden ist: das Kostüm, der Mantel oder das Kleid. Aber jedesmal fehlt ihr der Mut zur Persönlichkeit. Jedesmal gelingt es dem Schneider oder der Schneiderin, sie von etwas abzubringen, was sie sich nun gerade als persönliche Note gedacht hatte, was alle Reize ihrer Erscheinung aufs vortheilhafteste zur Geltung brächte. Kommt sie aber ins Atelier, so steht sie ägernd vor all den Schnitten und Nuancen. Eigentlich, und dieses Eigentlich wird dann vom Schneider allmählich totgeredet, bis die Kundin selbst davon überzeugt ist, daß der Ton von Braun und diese Linie ihr sehr gut stehen werden. Und oft ist es gerade die intelligente Frau, die sich von etwas abbringen läßt, weil sie eine gewisse Scheu vor der Werkstatt, vor dem Urteil des Gewaltigen nicht los wird, der so ein ganz klein wenig von oben herab sagen kann: „Aber ich bitte Sie, anädige Frau, das trägt man nicht, die Farbe ist doch nicht modern.“ Vielleicht mag sie noch bescheiden zu meinen, daß ihr diese Farbe aber gerade gut stehen müßte, nützt nichts. Schließlich, der Schneider muß es ja wissen. Und wenn sie dann in ihrem tadellos gearbeiteten Kostüm einhergeht, etwas in ihrem Herzen läßt sie nicht recht froh werden und es wäre doch besser gewesen, diese ganz bestimmte Nuance oder diese ganz bestimmte schöne Linie, die sie sich ausdachte, gehabt zu haben.

Aber warum nimmt die Frau von heute nicht einmal der Schneiderin die Schere ganz energisch aus der Hand? Gerade das Kleid, das ausgesprochen Weibliche an der Frau, läßt sich wundervoll dazu benützen, um eigenen Willen, eigene Persönlichkeit aufzutempeln. Haben Sie einmal Zutrauen zu sich selbst, meine Damen, und fangen Sie an, darauf los zu schneiden. Und geht es das erstemal schief: mein Gott, Kom ist auch nicht an einem Tage erbaut worden. Und dann bedenken Sie, daß das Studium an sich das Schwerste, aber auch das Lohnendste ist. Das nächste mal geht es schon besser. Ich garantiere Ihnen, daß Sie bei mehrfacher Anfertigung Ihrer Garderobe eine Technik herausbekommen, die Ihre Schneiderin Ihnen nicht nachmacht. Denn Sie wissen genau, wann Ihre Hand am besten zur Geltung kommt, wie weit Sie Nacken und Schlüsselbein freilegen können, wo und wie weit sich Ihre Figur unterstreichen läßt. Sie lernen an jedem Stück und wundern sich zum Schluß über Ihre Geschicklichkeit. Sie bekommen allmählich den Mut zur Persönlichkeit. Sie gehen mit der Mode, aber immer abgestimmt auf Ihre Persönlichkeit.

Ein anderes Kapitel: die Nachahmungssucht. Frau M. trägt ein großes Karomuster. Die Farben sind scharf abgegrenzt. Seitlich ist das Kleid geschlitzt. Über die Schulter fällt ein fed ausgechnittener Schal. Zu dem knapp frisierten Kopf stehen ein Paar ganz lange Ohrringe ausgezeichnet. Frau B., die bei Frau M. zu Besuch ist, notiert sich im Geiste alles das genau und hat ein paar Wochen später das gleiche Karomuster, die Ohrringe, den flotten Schal. Frau B. abnt in ihrer Freude an der getreuen Wiedergabe nicht, daß sie ein wenig lächerlich wirkt, daß sie hätte folgendes machen müssen: da sie etwas stärker als Frau M. ist, so wäre ein schönes Streifenmuster bei ihr sehr zur Geltung gekommen. Und nicht in den scharfen Farben, sondern mehr in weichen Pastellönen. Die langen Ohrringe gehörten um einen halben Zentimeter gekürzt und sie hätten die gleiche Kleidsamkeit wie bei Frau M., die einen viel längeren Hals hat. Der Schal, mit den eigenartigen Spangen kann bei Frau B. nicht so wirken, weil ihr Hals voller ist, und das leichte Vorkommen des Fleisches dem Schal aber auch jede Eleganz nimmt. Die gleiche Frisur, die der Frau M. eine gewisse Raffinesse gibt, steht dem Gesicht der Frau B. nicht, das mehr Pöckchen und Düstigkeit verlangt. Und was den lächeln Schlit im Kleid betrifft, so darf sich Frau B. den einfach nicht gestatten, weil das Bein nicht knabenhaft schlant genug ist.

Hier steht die Kritik ein, die wir an uns üben müssen. Wir bleiben ja nicht stehen. Man kann vor einem Jahr noch mädchenhaft schlant gewesen sein und überfiel bei der Wahl des neuen Kleides, daß eine gewisse Fräulichkeit inzwischen die ganze Figur mehr für ein anderes Genre disponiert.

Wie gesagt: sich selbst im Klaren sein über die Vorzüge und (sagen wir diskret) weniger guten Seiten unserer Figur, ist wichtig; aber noch wichtiger scheint mir zu sein, für plötzlich an uns herantretende Gelegenheiten sich richtig anzubieten zu können. Es ist nirgends mehr Tatgefühl am Werke, als in der Wahl seiner Kleidung. Aber das Wie und Was muß eine Frau schon im Bild sein. Wohl gemerkt immer im Rahmen ihrer Persönlichkeit, die sich gerade darin am besten entfalten kann. Im Grunde ist ja das ganze Geheimnis nichts anderes als Selbstkritik und immer wieder Selbstkritik.

Ohrgehänge.

Ohrgehänge als Schmuck des Kopfes sind die augenfälligste Möglichkeit zur Unterstreichung der Persönlichkeitswerte einer Frau. Ich sage absichtlich: „die augenfälligste“ und nicht „die stärkste“. Die stärkste liegt in der Hand und ist deshalb bei der Wahl des Ringes von größter Bedeutung. Doch davon ein andermal. Beim Kopf sprechen viele Dinge mit. Gesichtsschnitt, Haarfarbe, Friur, Schnitt und Farbe der Augen und der Ohren. Das ruhige, feine Ohrfläppchen einer aufs Zierliche gestellten Schönheit verlangt selbstverständlich anderen Schmuck als das mit feinen und vielfachen Windungen verlebene einer aufs Geistige gestellten Frau.

In der Gestaltung des Ohrgehänges hat sich in der letzten Zeit eine wesentliche Änderung durchgelekt. Man hat gelernt, mit dem Ziel einer guten Wirkung des Ohrgehänges darauf zu achten: 1. das Ohrloch zu verdecken; 2. zu vermeiden, daß der Ohrringmechanismus irgendwie sichtbar wird; und 3. hat man verstanden, die Steifheit der Verbindungsglieder in eine gefällige Form aufzulösen. Man hat von der Befestigungsstelle über das Ohrloch hin nach dem Anhänger eine harmonisch verlaufende Verbindungslinie geschaffen, die keinerlei scharfe Übergänge an irgend einer Stelle mehr zeigt und so hind erst die Vorbedingungen für die Möglichkeit des fest so beliebten langen Ohrgehänges geschaffen worden. Nachdem man zu dieser Durchgestaltung des Ohrgehänges gekommen ist, hat man auch weitere Schritte unternommen und das Gebänge als solches umgestaltet, egalisiert und reicher gemacht. Es zeigt sich eine Phantasie in großem Umfange, die in Formen und Farben wechselt, bald ein Oval mit starker Mittelpunktwirkung wählt, bald einfache linienbetonte Reiben, gleichförmig einen Stein in Abständen umlaufend, bald einen tropfenartigen Hängestein, der aber so gut in Übergänge eingefügt ist, daß er nicht als Schwergewicht an einer Kette hängt, sondern mehr wie eine duftige Blüte in zartem Silberblech. Neben dieser Erleichterung findet man die feinen Goldblechgehänge mit Lapis und Koralle. Der Wechsel im Material, Heranziehung von Farbwirkungen ergeben neue Momente, bei denen reiche Goldarbeit mit Ziselierungen den Eigencharakter des Stüdes ergeben. Die wechselnde Größe der Kugeln, die Verschiedenheit der Farben je nach dem Material des Steines, die Wahl zwischen einfachen Gebänge oder Doppelgehänge geben auch hier Variationsmöglichkeiten ohne Begrenzung.

Das lange Ohrgehänge paßt für den Typ der lebhaften Frau. Zierlichkeit und Beweglichkeit sind sein Charakter und passen zur feingestimmten Unterhaltung, aufgerust mit feinen Lichtern des Witzes und des Geistes, zum leichten Nirt, der interessiert und nicht verpflichtet. Ruhe und Selbstbewußtsein bevorzugt den Brillanten, Kasse die Perle, temperamentvolle, tiefe, dunkle Augen finden in Kreolen eine prächtige Ergänzung. Tiefschwarzer Onix mit kleinen Brillanten ergibt Stimmungsparallelen zur Augenprache einer Schönheit südlichen Charakters und der moderne Puppenkopf findet in ihm oft seine lapriziose und dadurch reizvolle Ergänzung.

Das moderne Ohrgehänge ist in seiner Wirkung nicht von der Echtheit des Materials abhängig. Auch die Imitationsmaterialien wie Doublé, Platin usw. sind in der Zusammenstellung mit Galatit und anderem Baumaterial infolge allerfeinster Präzisionsarbeit der Maschinen durchaus geeignet. Stücke in billiger Preislage herauszubringen, die infolge guter Farbabstimmung und lauberter Materialbearbeitung durchaus ein Artikel von geschmackvoller Wirkung ist.

Die praktische Hausfrau.

Kostflecke in der Wäsche sind schwer zu entfernen und verurlichen bald Löcher. Man tauche ein Lappchen oder den Finger in schwache Kleealösung, bestreiche damit den Kostfleck, lege das Wäschestück in die Sonne und wühle es sehr gut aus. Im Winter halte man den Fleck über den Dampf an stark kochendem Wasser und streiche die Kleealösung darüber, wie vorher.

Tintenflecke in Weißwäsche behandelt man wie Kostflecke mit Kleealösung. Sollte dann bei Tintenflecken ein gelber Fleck zurückbleiben, so bestreicht man ihn mit sehr verdünnter Sals- oder Schwefelsäure und wäscht die Stelle sofort mit weichem Wasser gründlich aus.

Haarmittel gegen Krampfschulden. 2 Eidotter, 2 Teelöffel Zucker und $\frac{1}{2}$ Teelöffel pulverisierter Ingwer, tüchtig gerührt und so oft der Hustenanfall auftritt einen Teelöffel voll genommen, ist ein ausgezeichnet wirkendes, dabei angenehmes Mittel. Doch wende man dasselbe nicht an, wenn die Lunge angegriffen ist, dann ist nur ärztlicher Rat am Platze.

Gegen böartige Insektenstiche. Wiederholtes Auflegen von Weizwasser-Kompressen, auch Reiben mit starkem Salzwasser bestimmt bald den Schmerz und verhindert das Auslaufen.